

diesem Werke hat Brahms Themen, die anfangs fast scindlich ohne besondere Farbe erklingen, dann aber eine immer deutlicher werdende Sprache führen und uns zum Schluss nicht mehr von sich lassen. Ich bin ein Feind ästhetischer Vergleiche und überlasse es daher anderen, zu erwägen, welcher der drei Sätze der schönste ist. Mühlfeld spielte außerdem das Mozart'sche Quintett, und was den Ton anbelangt, schien mir seine A-Clarinetten hier noch besser disponiert als die der B-Stimmung in der Sonate. Es schien mir auch, als ob eine Meinungsverschiedenheit über das Zeitmaß in den Sätzen des Quintetts zwischen dem Quartett und der wegen des Athems vorwärtsdrängenden Clarinette nicht ganz ausgeglichen gewesen wäre. Es ist selbstverständlich, daß sich diese Bemerkung auf das Grundmaß und nicht auf die freie Tempoveränderung bezieht, in der wiederum eher das Gegentheil zu beobachten war.

Dr. Heinrich Rietsch.

Der neue Nietzsche.

Die Vertrauten haben immer noch gegögert, die neuen Schriften von Nietzsche zu edieren, solange man nur einen Schimmer von Hoffnung noch hegen durfte, daß er gesunden würde. Aber nun nehmen die Aerzte jeden Trost und es ist gewiß, daß der schone und zitternde Narr, der den ganzen Tag nur immer leise vor sich hin weint, nicht mehr genesen kann. Er schreit und tobt nicht mehr, redet kaum ein Wort, mimmiert nur und stöhnt aus tiefen Qualen und ängstigt sich. Die Macht dieser furchtbaren Seele ist gebrochen. Er ist tot und als eines Todten gibt man nun seine Reste und Fragmente heraus und zaudert nicht mehr.

Der achte Band seiner Werke, der eben bei C. G. Naumann in Leipzig erschien, bringt neben dem „Fall Wagner“ und der „Götterdämmerung“, die man kennt, eine Abhandlung „Nietzsche contra Wagner“, dann den „Antichrist“, endlich eine Wahl von Gedichten. Man weiß, wie er über Wagner, über das Christenthum redet. Es war seine Art, alle seine Liebe, Zärtlichkeit und Schwäche gern in einen Namen wie in eine große Urne seiner Vergangenheiten zu sammeln, die er dann in Trümmern schlug. Er befreite sich von den Dingen, indem er sich ihnen erst hingab, sie mit seinen Stimmen an sich lockte, um die Unbewachten dann desto tüchtiger zu verrathen. Er war auch darin ein Dichter, daß er nur in Dingen und an Menschen denken oder fühlen konnte: wenn er die Decadence betrachtete wollte, konnte er es nur an einem Decadenten. Und wie es Naturen gibt, die an der Geliebten erst ihr Gefühl der Welt, ihre Vision der Schöpfung finden und immer eine Geliebte brauchen, um durch sie das Dasein zu spüren und seinen Sinn zu vernehmen, so brauchte er immer einen Gesafsten und sein Haß hat mit diesen Gesafsten gethan, was die Liebe mit den Geliebten pflegt: er hat nach ihrer Wahrheit nicht lange gefragt, sondern aus sich tausend fremde Gaben, Veränderungen, Entstellungen in sie getragen, bis sie nur seiner würdig würden; es kümmerte ihn nicht, wie sie waren, sondern wie sie sein müßten, damit er in Enttäuschung und in Wuth recht schwebeln könnte. Die Wagnerianer und die Christen können ruhig sein. Sein Wagner und sein Christus sind die wirklichen nicht. Es sind Geburten seines ungeheuren Bornes, der im Opfer schrie.

Was ihn gegen Wagner trieb, der ihn ja nur ein Name der Kunst von heute war, das sagt er hier in feierlichen und wie schwere Sonnenblumen grellen Sätzen: „Jede Kunst, jede Philosophie darf als Heil- und Hilfsmittel des wachsenden oder des niedergehenden Lebens angesehen werden: sie setzen immer Leiden und Leidende voraus.“ Aber es gibt zweierlei Leiden, einmal die an der Ueberfülle des Lebens Leidenden, welche eine dionysische Kunst wollen und ebenso eine tragische Einsicht und Aussicht auf das Leben, — und sodann die an der Verarmung des Lebens Leidenden, die Ruhe, Stille, glattes Meer oder aber den Kampf, die Betäubung von Kunst und Philosophie verlangen. Die Rache am Leben selbst — die wollüstigste Art Kampf für solche Verarmte! . . . Dem Doppelbedürfnis der letzteren entspricht ebenso Wagner wie Schopenhauer — sie verneinen das Leben, sie verleumden es, damit sind sie meine Antipoden. — Der Reichste an Lebensfälle, der dionysische Gott und Mensch, kann sich nicht nur den Anblick des Furchtbaren und Fragwürdigen gönnen, sondern selbst die furchtbare That und jeden Luxus von Zerstörung, Zerfegung, Verneinung, — bei ihm erscheint das Böse, Sinnlose und Hässliche gleichsam erlaubt, wie es in der Natur erlaubt erscheint — infolge eines Ueberflusses von zugehenden, wiederherstellenden Kräften —, welche aus jeder Wüste noch ein üppiges Fruchthaus zu schaffen vermag. . . . In Hinsicht auf Künstler jeder Art bediene ich mich jetzt dieser Hauptunterscheidung: ist hier der Haß gegen das Leben oder Ueberfluß an Leben schöpferisch geworden?“ Das ist doch, wenn man es genau nimmt, schließlich nichts als eine durch lange Verlegung hämisch gewordene Ahnung der großen Kunst, jener seit Goethe verlorenen. Goethe hätte sicherlich freundlich zu diesen Worten genickt: „Oh, wie Einem nunmehr der Genuß zuwider ist, der grobe, dumpfe, braune Genuß, wie ihn sonst die Genießernden, unsere „Gebildeten“, unsere Reichen und Regierenden verstehen! Wie böshast wir nunmehr dem großen Jahrmärkts-Bummel zuhören, mit dem sich der „gebildete“ Mensch und Großhändler heute durch Kunst, Buch und Musik zu „geistigen Genüssen“, unter Mithilfe geistiger Getränke, nothzuchtigen läßt!

Wie uns jetzt der Theaterjäger der Leidenschaft in . . . Ohren weh thut, wie unserm Geschmacke der ganze romantische Aufruhr und Einuenerwar, den der gebildete Pöbel liebt sammt seinen Aspirationen nach dem Erhabenen, Gehobenen, Verschobenen fremd geworden ist! Nein, wenn wir Genesenen eine Kunst noch brauchen, so ist es eine andere Kunst — eine spöttische, leichte, flüchtige, göttlich unbeflegte, göttlich künstliche Kunst, welche wie eine reine Flamme in einen unbewölkten Himmel hineinlodert! Vor allem: eine Kunst für Künstler, nur für Künstler! Wir verstehen uns hinterdrein besser auf das, was dazu zuerst noth thut, die Heiterkeit, jede Heiterkeit, meine Freunde! . . . Wir wissen einiges jetzt zu gut, wir Wissenden: oh wie wir nunmehr lernen, gut zu vergessen, gut nicht-zu-wissen, als Künstler! . . . Und was unsere Zukunft betrifft: man wird uns schwerlich wieder auf den Pfaden jener ägyptischen Jünglinge finden, welche Nachts Tempel unsicher machen, Bildsäulen umarmen und durchaus alles, was mit guten Gründen verstedt gehalten wird, entschleiern, ausdecken, in helles Licht stellen wollen. Nein, dieser schlechte Geschmack, dieser Wille zur Wahrheit, zur „Wahrheit um jeden Preis“, dieser Jünglingswahnwitz in der Liebe zur Wahrheit — ist uns verleidet: dazu sind wir zu erfahren, zu ernst, zu lustig, zu gebrannt, zu tief. . . . Wir glauben nicht mehr daran, daß Wahrheit noch Wahrheit bleibt, wenn man ihr die Schleier abzieht, — wir haben genug gelebt, um dies zu glauben. . . . Heute gilt es uns als eine Sache der Schickslichkeit, daß man nicht alles nackt sehen, nicht bei allem dabei sein, nicht alles verstehen und „wissen“ wolle. . . . Oh diese Griechen! sie verstanden sich darauf, zu leben! Dazu thut noth, tapfer bei der Oberfläche, der Falte, der Haut stehen zu bleiben, den Schein anzubeten, an Formen, an Töne, an Worte, an den ganzen Olymp des Scheines zu glauben! Diese Griechen waren oberflächlich — aus Tiefe. . . . Und kommen wir nicht eben darauf zurück, wir Wagehälse des Geistes, die wir die höchste und gefährlichste Spitze des gegenwärtigen Gedankens erklettert und von da aus uns umgesehen haben, die wir von da aus hinabgesehen haben? Sind wir nicht eben darin — Griechen? Anbeter der Formen, der Töne, der Worte? Eben darum — Künstler?“

Der „Antichrist“ war als das erste Buch seiner „Umwertung aller Werte“ gedacht. Sie sollte vier Theile haben: drei verneinende und einen bejahenden. Der „Antichrist“ sollte das Christenthum kritisieren. Der „freie Geist“ sollte die Philosophie als „nihilistische Bewegung“ kritisieren. Der „Immoralist“ sollte die Moral, diese „verhängnisvollste Art von Unwissenheit“ kritisieren. Und dann sollte ein „Dionysos“ die Lehre der ewigen Wiederkunft verkünden. In der Einleitung zum „Antichrist“ ist wieder der Ton jener furchtbaren Hoffart, die an ihm das erste Zeichen der Zerstörung war: „Dies Buch gehört den Besten. Vielleicht lebt selbst noch keiner von ihnen. Es mögen sie sein, welche meinen Zarathustra verstehen: wie dürfte ich mich mit Denen verwechseln, für welche heute schon Ohren wachsen? — Erst das Uebermorgen gehört mir, Einige werden posthum geboren. Die Bedingungen, unter denen man mich versteht und dann mit Nothwendigkeit versteht, — ich kenne sie nur zu genau. Man muß rechtschaffen sein in geistigen Dingen bis zur Härte, um auch nur meinen Ernst, meine Leidenschaft auszuhalten. Man muß geübt sein, auf Bergen zu leben, — das erbärmliche Zeitgeschwätz von Politit und Wölfer-Selbstsucht unter sich zu sehn. Man muß gleichgültig geworden sein, man muß nie fragen, ob die Wahrheit nützt, ob sie Einem Verhängnis wird. . . . Eine Vorliebe der Stärke für Fragen, zu denen niemand heute den Muth hat; der Muth zum Berbotenen: die Vorherbestimmung zum Labyrinth. Eine Erfahrung aus sieben Einsamkeiten. Neue Ohren für neue Musik. Neue Augen für das Ferne. Ein neues Gewissen für bisher stumm gebliebene Wahrheiten. Und der Wille der Dekonomie großen Stils: seine Begierde zu besammeln behalten. . . . Die Ehrfurcht vor sich; die Liebe zu sich; die unbedingte Freiheit gegen sich.“

Mit diesem Gefühle des Begnadeten und Verzühten, der allein die Wahrheit hat, bringt er seine neuen Lehren. „Was ist gut? — Alles, was das Gefühl der Macht, den Willen zur Macht, die Macht selbst im Menschen erhöht.“

Was ist schlecht? — Alles, was aus der Schwäche stammt. — Was ist Glüd? — Das Gefühl davon, daß die Macht wächst, — daß ein Widerstand überwunden wird.

Nicht Zufriedenheit, sondern mehr Macht; nicht Friede überhaupt, sondern Krieg; nicht Tugend, sondern Tüchtigkeit (Tugend im Renaissance-Stile, virtü, moralisfreie Tugend).

Die Schwachen und Mißrathenen sollen zu Grunde gehen: erster Satz unserer Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen.

Was ist schädlicher, als irgend ein Laster? — Das Mitleiden der That mit allen Mißrathenen und Schwachen: das Christenthum. . . .

Nicht was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen, ist das Problem, das ich hiermit stelle (— der Mensch ist ein Ende —): sondern welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll, als den höherwertigeren, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren.

Dieser höherwertigere Typus ist oft genug schon dagewesen; aber als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals als gewollt. Vielmehr ist er gerade am besten gefürchtet worden, er war bisher beinahe das Furchtbare; — und aus der Furcht heraus wurde der umgekehrte